

Michael Huter

Etwas Drückendes, Gedrücktes.

Über die Beurteilung wissenschaftlicher Leistung in den Kultur- und Sozialwissenschaften

Einem internen Papier der Universität Wien zufolge soll auch bei den Geisteswissenschaften die Forschungsleistung das Kriterium für die Verteilung finanzieller Mittel sein. Die Maßstäbe holt man sich bei Naturwissenschaft und Wirtschaft.

Die Logik ist bestechend einfach: Weil in den Naturwissenschaften die Anzahl der Publikationen, die Häufigkeit, mit der sie zitiert werden, sowie der Rang des Publikationsorgans herangezogen werden, sollen die genannten Kriterien auch für die anderen Fakultäten als Grundlage der Bewertung dienen, heißt es in dem Papier.

Das Scheinargument leuchtet nicht ein. Dass ein System, das sich in den Naturwissenschaften etabliert hat, aber selbst dort nicht unproblematisch ist, auf andere Fakultäten übertragen werden soll, versteht sich keineswegs von selbst. Geradezu bizarr wirkt aber der Vorschlag, dass die Fakultäten selbst eine Reihung aller „international führenden Publikationsorgane“ - gemeint sind Verlage, Reihen und Zeitschriften - erstellen sollen, die nach internen Diskussionen als „Grundlage der Bewertung der Forschung“ dienen soll. Es soll eine A-Liste mit „unbestrittener Reichweite“ und eine B-Liste von „ebenfalls zu berücksichtigenden Organen“ geben. Dass der Rest durch den Rost fällt, steht so nicht da, ist aber gemeint.

Selbst wenn man Germanisten, Kunsthistoriker, Soziologen nur für ein notwendiges Übel hält, das sich aus Gründen von Tradition und Bil-

dung nicht eliminieren, sondern nur disziplinieren lässt, müsste man zugeben, das sich Qualität nicht mit dem Zählen von Publikationen oder mit dem Vergleichen von Punkten und Faktoren auf Listen beweisen lässt. Zu zersplittert sind die Disziplinen, zu unterschiedlich die Forschungsstile und Publikationsformen, als dass man mit einer selbst gebastelten Hitliste von „Organen“ die Qualität der Arbeit beurteilen könnte. Die „Forschungsfronten“ (H. Weinrich) verlaufen in den Geisteswissenschaften nicht nur ungerade, sie sind auch noch sehr breit und durchkreuzen und überschneiden sich ständig untereinander. Bei vielen Fragen muss überhaupt weiter ausgeholt und von Positionen in der Vergangenheit ausgegangen werden. In der Physik reicht unter Umständen ein einzelner, kurzer Artikel für den Nobelpreis. In der Philosophie muss ein ganzes, beharrlich entfaltetes Werk vorliegen oder ein großer Wurf gelingen, um einer Idee Geltung zu verschaffen.

Warum sind also dann die Naturwissenschaften das Maß aller Dinge? Man muss kein Marxist sein wie der englische Literaturtheoretiker Terry Eagleton, um zu erkennen, was „das System“ damit erreichen will. Die Folgen werden auch so für sich sprechen. Indem man die Geisteswissenschaften nach dem Vorbild der Naturwissenschaften ummodellt, wird der Typ des spezialisierten Experten gegenüber dem kritischen Intellektuellen begünstigt. Der Effekt ist - ich behaupte nicht - erwünscht, aber vorhersehbar: Der professionelle Experte verliert im selben Ausmaß an gesellschaftlicher Bedeutung wie der unbequeme Intellektuelle an wissenschaftlicher Reputation. „Technologische“ Expertise wird prämiert, aber gleichzeitig der Bedeutungslosigkeit ausgeliefert, während Kritik spielend als unwissenschaftlich und amateurhaft disqualifiziert werden kann.

Nachdem sie aus der Gesellschaft in die Universitäten ausgewandert sind, haben Geisteswissenschaftler immer die Doppelrolle von Fachleuten und die von humanistisch-liberalen oder radikalen Kritikern gespielt. Mit der rein quantitativen und statistischen Bewertung wird aber der kulturwissenschaftliche „Technologe“ - auch im einzelnen Individuum - über den Gesellschaftskritiker siegen. Es geht also indirekt auch um die Neutralisierung kritischer Intelligenz. So ferne sie sich nicht ohnehin vorher konformistisch angepasst haben, werden sich junge Wissenschaftler und Forscherinnen hüten, ihre Arbeitszeit an irgendetwas zu verschwenden, was nicht ihrer Karriere dient. Kritische oder unorthodoxe Projekte vertragen sich schlecht mit Verdrängungswettbewerb und Vertragsverlängerung. Während man ununterbrochen die merk- und fragwürdige Uto-

pie der Wissensgesellschaft beschwört, wird der intellektuelle Typus auf *mainstream* getrimmt.

Gefragt ist der Spezialist, auch wenn, wie Nietzsche meinte, dessen Büchern nicht zufällig immer „etwas Drückendes, Gedrücktes“ anhaftet. Wo Kultur und Kritik waren, muss Wirtschaft werden. Die Universität - ein Unternehmen, so lautet die abgedroschene Sinnformel, mit der man den Schlüssel zur Lösung aller Probleme gefunden zu haben glaubt.

Betroffene sehen das anders: „Ich verstehe nicht, dass sich die Universität gerade an der Wirtschaft orientiert, wo doch das permanente Scheitern an der Tagesordnung ist“, meint ein anerkannter Literaturwissenschaftler, der nicht im Elfenbeinturm schläft, sondern erfolgreich internationale Projekte leitet und „Drittmittel einwirbt“. Für die Kulturwissenschaften, bei denen es um kritische Bewertung von politischen, ethischen und ästhetischen Haltungen geht, wirkt die Ökonomisierung doppelt fatal: Stellen und Mittel werden gekürzt, während die Anzahl von Veröffentlichungen in „gerankten“ Publikationsorganen zum schlicht einzigen Quantitätsmerkmal erklärt wird. Dass das überlastete und unterbesetzte Institut für Psychologie an der Universität Wien für die umfangreiche Lehrtätigkeit einen Bonus bekommt und vorübergehend weniger publizieren muss, zeigt sehr schön, wie und wo Prioritäten gesetzt werden.

Die Geisteswissenschaften befinden sich in der unbequemen Lage, dass sie ihre Existenz gleichzeitig durch gesellschaftliche Relevanz und fachliche Spezialisierung rechtfertigen müssen. Die Verknüpfung von aufgezwungenen Bewertungsmaßstäben und bewirkter Disziplinierung hat etwas Totalitäres. Für Geisteswissenschaftler ist Kritik ein Teil des Berufsbildes, oder sollte es zumindest sein. Während Naturwissenschaftler bestenfalls im Alter ihre eigene Arbeit hinterfragen, gehören Reflexion und Gesellschaftskritik zum Geschäft der Kultur- und Sozialwissenschaften.

Gleichzeitig wird die mühsame Arbeit von zahlreichen Wissenschaftsverlagen, die es nicht auf die Rankinglisten schaffen, per Dekret entwertet. Dass man damit auch der Wissenschaft keinen guten Dienst erweist, wird sich (hoffentlich) bald zeigen. *Small* ist nicht immer *beautiful*. Das gilt auch für Verlage, aber gerade bei international führenden Verlagen landen interessante Titel sehr schnell auf den langen *backlists*. Außerdem sind große Konzernverlage - um die handelt es sich bei den Spitzenreitern meistens - strukturell konservativ und erst dann interessiert, wenn Ideen bereits durchgesetzt sind.

Es geht auch anders. Nehmen wir - passend zum Jubiläum – den Begründer der Psychoanalyse als Beispiel. Das kann man mit heute nicht vergleichen, wird man sagen. Die Kulturwissenschaften sind aber selbst der Beweis dafür, dass beim Vergleichen des Unvergleichbaren das Interessante zum Vorschein kommt. Sigmund Freud hat also seine wesentlichen Schriften zuerst bei einem jungen Wiener Szeneverlag und dann im Verlag der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung, gewissermaßen im Selbstverlag der von ihm mitbegründeten privaten wissenschaftlichen Gesellschaft, publiziert. Die Firma Hugo Heller & Cie., Wien, Bauernmarkt 3, gegründet 1905, war wie kein anderer der Verlag der Wiener Moderne, übrigens die exklusive Veranstaltung einer elitären Minderheit in unserem Zusammenhang. Der Buchhändler und Kleinverleger hatte selbst ab 1902 an den Sitzungen der Psychologischen Mittwoch-Gesellschaft der Wiener Psychoanalytischen Gesellschaft teilgenommen und entfalte als Verlags- und Kulturunternehmer beachtliche Wirkung. Er veranstaltete Lesungen, Konzerte, Ausstellungen, hielt selbst Vorträge und unterhielt einen viel und prominent besuchten Kultursalon. Bis zur Gründung des Psychoanalytischen Verlages im Jahr 1918 erschienen bei Heller wesentliche Werke Freuds, wie die „Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse“, „Totem und Tabu“ oder die - Geisteswissenschaft und Psychoanalyse verbindende Zeitschrift - „Imago“, die vorher von mehreren Verlagen abgelehnt worden war.

Natürlich, die wissenschaftliche Öffentlichkeit war völlig anders organisiert, auf die Metropolen und wenige Zentren und auf ein überschaubares Fachpublikum konzentriert. Weder war die Wissenschaft ein abstraktes System, wie wir es heute kennen, noch gab es den umbarmherzigen und von technischen Medien getriebenen globalen Wettbewerb. Vor allem aber bestimmten auch in der Wissenschaft die Anbieter den Markt und nicht die Kunden. Anders gesagt, es gab mehr Nachfrage als Angebot und keinen *overload* an Information, auch wenn das die Zeitgenossen anders gesehen haben mögen. Für die Bewertung einer wissenschaftlichen Arbeit genügten das Urteil der wichtigen Autoritäten auf dem Gebiet und die Meinungen einiger Rezensenten.

Eine junge wissenschaftliche Theorie, die wie kaum eine andere Weltkarriere gemacht hat, begann bei einem kleinen Wiener Verlag mit einer Dependence in Leipzig. Ein rühriger Verleger, der ihre Entstehung aus nächster Nähe mitverfolgt hatte, sorgte für deren Verbreitung, als sich bestenfalls ein Kreis exzentrischer Intellektueller dafür interessierte. Weitere

Bespiele ließen sich leicht finden, sowohl für erfolgreiche wissenschaftliche Ideen als auch für rührige Verlage. Kurt Wolff in Leipzig, bei dem nicht nur Franz Kafka, sondern auch der Soziologe Georg Simmel publizierte, oder, Jahrzehnte später, der Suhrkamp Verlag, der zum Inbegriff der intellektuellen Kultur der 60er und 70er Jahre, eben der „Suhrkamp-Kultur“ (G. Steiner), werden sollte. Beide waren weder ursprünglich oder jemals reine Wissenschaftsverlage und beide verbreiteten Ideen einer kleinen intellektuellen Minderheit.

Die Kulturwissenschaften sind von einem geistigen Klima, einem sozialen Milieu von Verlegern, Journalisten, Vermittlern und vor allem von einem Publikum abhängig, um sich entfalten können. Ihre Logik ist nicht die von wissenschaftlichen Konzernen, auch nicht von Verlagskonzernen. Wenn die Universität ihnen aber den institutionellen Schutz entzieht und sie einer ökonomischen Vernunft ausliefert, ist Vorsicht geboten. Damit ist nicht gesagt, dass sich auch in der Wissenschaft Qualität und Leistung lohnen soll, ganz im Gegenteil. Aber Nebenwirkungen dürfen nicht beabsichtigt sein und die Maßstäbe für die Beurteilung müssen stimmen.

Unveröffentlicht